

Nicht nur Ich! Wir!

Fastenpredigt am 18. Februar 2024

vorgetragen von Pfr. Walter Juen, Rankweil

P. Christoph Müller, Benediktiner aus Einsiedeln und Pfarrer im Großen Walsertal, veröffentlichte in der klostereigenen Zeitschrift „Salve“ einen Artikel über Synodalität, also über jenen Gesprächsvorgang, der von Papst Franziskus seit einigen Jahren der Kirche anempfohlen wird und durch den aus vielen Ichs ein Wir werden soll, in dem sich die Ichs wiederfinden. Diese Ausführungen dienen als Grundlage für die heutige Fastenpredigt.

P. Christoph streicht darin hervor, dass es bei Synodalität nicht um ein Auslöschen des Ichs zugunsten des Wir geht, und auch nicht um ein Finden eines Wir-Gefühls gemäß dem Motto: Wir sind Wir! Vielmehr verdeutlicht er, dass durch die Synodalität eine Gemeinschaft im gemeinsamen Gespräch einen Weg für die Gestaltung des Lebens sucht und findet. Dass ein solches gemeinsames Unterwegssein im Gespräch alles andere als einfach ist, erfuhr auch „sein“ Ordensvater Benedikt von Nursia. Selbst er fand den richtigen Ausgleich zwischen dem Ich und dem Wir nicht auf Anhieb; er brauchte dafür Zeit und viele Erfahrungen im Zusammenleben mit Gleichgesinnten. Was er dann am Ende seiner Betrachtungen schreibt, ist ein großer Wurf, eine Regel, die bis heute ihre Geltung hat und die vielen Ordensgemeinschaften als Verfassung dient, eine Regel, die bewiesen hat, zeit- und ortübergreifend das Zusammenleben von Menschen in all ihrer Unterschiedlichkeit und ihrem Wunsch nach Selbstverwirklichung in einem guten Sinn zu prägen. Und wenn Benedikt dabei über das Leben in einer Ordensgemeinschaft schreibt, können seine Betrachtungen dennoch uns und unserem Leben helfen, dass aus vielen Ichs ein Wir wird, vielleicht nicht eins zu eins, aber auf jeden Fall dem Ziel nach, dass nämlich aus den Ichs eine Gemeinschaft wird, die untereinander verbunden ist, die füreinander Verständnis und Respekt aufbringt, die aufhört, Feindschaften und Polarisierungen aufzubauen.

Doch bevor wir uns P. Christophs Text zuwenden, hören wir von einem anderen Verständnis eines „Wir“. Der Medienwissenschaftler Bernd Steinbrink schrieb in der Internet-Zeitschrift „Tichys Einblick“ folgendes:

Als er auf dem Bahnhof in Bremen ankam, so berichtete mir ein Freund vor einiger Zeit, gelangte er in eine dichtgedrängte Menge mit einem Meer von gelben und grünen Fahnen. Es herrschte eine angespannte

Stimmung und es war kurz davor, dass sich die Menschen gegenseitig an den Kragen gingen. Ein kleiner Haufen von Polizisten stand dabei, der wohl kaum zu einem wirkungsvollen Eingreifen in der Lage gewesen wäre. Nein, wer vermutet, hier hätten sich Sympathisanten der FDP und der Grünen in die Haare gekriegt, liegt falsch.

Es waren Fans von Borussia Dortmund und Werder Bremen, die da vor einem Bundesligaspiel im Clinch lagen. Es war eine aufgeheizte Stimmung, skandierte gegenseitige Schmährufe hallten durch die Bahnhofshalle; ein Funke, und das Ganze hätte zu einer Schlägerei mit anschließender Massenpanik führen können. Die Rettung kam aus der kleinen Gruppe der Polizei, von einer Polizistin, die rhythmisch klatschte und dazu skandierte: Scheiß Bayern, Scheiß Bayern, Scheiß Bayern usw. Schlagartig veränderte sich die Lage. Die Fans beider Lager, grün wie gelb, stimmten ein, skandierten ebenfalls die Schmähung der Bayern und zogen friedlich zusammen Richtung Weserstadion ab.

Die kluge Polizistin hatte verstanden: Um gegenseitige Konflikte zu neutralisieren, ist es nützlich, ein Feindbild zu schaffen, das außerhalb der Konfliktparteien liegt. Dazu musste sie nicht eigens die Arbeiten zur Massenpsychologie studieren, es half ihr die eigene Erfahrung.

Ein Wirgefühl erzeugen und Verbundenheit stärken durch das Schaffen von Feindbildern mag manchmal auf die Schnelle helfen, Konflikte zu entschärfen. Sie sind jedoch höchst untauglich für das Zusammenleben als Gemeinschaft. Vor allem aber ist das Kultivieren von Feindbildern Ursache für grauenvolle Taten und Hass. Die Shoa ist Ergebnis der Kultivierung eines Feindbildes, die Begründung für den Einmarsch der Russen in der Ukraine ist ein Ergebnis der Kultivierung eines Feindbildes, Streitereien in Kreisen und Familien sind oft Ergebnis der Kultivierung eines Feindbildes. Feindbilder sind beliebt zur Schaffung eines Wir-Gefühls, aber höchst untauglich für ein friedliches Zusammenleben, in dem die Polarisierungen geschwächt und die Verbundenheit gestärkt werden soll. Diese Einsicht lässt Jesus im Zuge der Bergpredigt sagen: Liebe deine Feinde! (Mt 5,44) Wenn du streitest, wenn du Konflikte hast, dann lass es nie so weit kommen, dass dich Hass, Angriffslust Bosheit, Unversöhnlichkeit beherrschen. Sieh ihm Gegenüber stets auch deinen Bruder und deine Schwester und bleibe offen für Versöhnung und Verbundenheit. Das „Wir“ ist offen füreinander. Von dieser Offenheit war die Urkirche geprägt. In diesem Sinn schreibt P. Christoph in seinem Artikel:

Wie das Miteinander-Unterwegs-Seins in der Urkirche konkret gelebt wurde, darüber gibt uns der Evangelist Lukas in seiner Apostelgeschichte Einblick. Er beschreibt dort, wie jene, die zum Glauben gekommen waren, alles gemeinsam hatte, wie sie Hab und

Gut verkauften und jedem nach Bedarf zuteilten, wie sie Tag für Tag im Tempel weilten, wie sie in ihren Häusern das Brot brachen und miteinander Mahl hielten. Bald schon wuchs die keine Gemeinschaft so stark an, dass diese ursprüngliche Lebensform so nicht mehr realisiert werden konnte. Die Sehnsucht nach ihr blieb aber stets lebendig.

Nachdem dieses Leben als Herz und Seele im Großen nicht mehr möglich war, gab es immer wieder Versuche, dies in kleinen Gemeinschaften zu verwirklichen. So kam es schon früh zur Gründung von klösterlichen Gemeinschaften, die das Gemeinsame-unterwegs-Sein der Urkirche umzusetzen versuchten. *So zum Beispiel der heilige Augustinus (354-430) bei der Abfassung seiner Regel, die er so beginnen lässt: „Euch, die ihr eine Klostersgemeinschaft bildet, tragen wir auf, Folgendes in eurem Leben zu verwirklichen. Zuerst sollt ihr einmütig zusammenwohnen, wie ein Herz und eine Seele auf dem Weg zu Gott. Denn war das nicht der entscheidende Grund, weshalb ihr euch zum gemeinsamen Leben entschlossen habt?“ 100 Jahre später folgte ihm dann der heilige Benedikt (480-547) mit seiner Regel.*

Musik

Das gemeinsame Leben als Herz und eine Seele sollte nach Augustinus und Benedikt als Zeichen der Selbsthingabe an Jesus Christus verstanden werden. Dieses Leben in herzlicher Verbundenheit als Zeichen der Selbsthingabe war jedoch erst die dritte große Lebensweise, durch die Menschen versuchten, möglichst treu dem Lebensbeispiel Jesu zu folgen. Am Anfang wurde das Martyrium als höchste Form der Selbsthingabe verstanden aufgrund der Christenverfolgungen gemäß den Worten Jesu: „Niemand hat eine größere Liebe als wer sein Leben hingibt für seine Freunde“. Nach dem Abklingen der Verfolgungen rückte an die Stelle des Martyriums der Gehorsam, gemäß dem alten Christushymnus: „Christus Jesus war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2,8). So wurde der strikte Gehorsam Ausdruck der höchsten Christusnachfolge. Das Pochen auf strikten Gehorsam im Zusammenleben – selbst in einem Kloster – erwies sich sehr schnell als nicht durchführbar und Quelle für Streit und Aggression. *Als Benedikt von einer Gemeinschaft gebeten wurde, ihrem Kloster vorzustehen, ging es nicht gut aus. Benedikt selbst entging nur knapp einem Mordanschlag.*

Es hat lange gedauert, bis Benedikt vom autoritären Führungsstil zum synodalen Weg fand. Er war allerdings nicht der Einzige in der Kirchengeschichte, der diesen Prozess durchlaufen musste. Es ist interessant, dass sich in der Biografie von Papst Franziskus, der den synodalen Weg für die heutige Kirche anstieß, Ähnliches findet. Der synodale Weg lag dem Jesuitenoberen Bergoglio nicht im Blut. Auch ihn jagten die Mitbrüder in die Wüste, nach Cordoba, nach seinen eigenen Worten „ein Ort der Demut und der Demütigung“. Selbstkritisch sagte er vor zehn Jahren in einem Interview: „Es war meine autoritäre Art, Entscheidungen zu treffen, die Probleme verursachte.“

Was hilft aber nun für ein Leben im Sinne des biblischen ein Herz und eine Seele-Sein? Davon erzählt eine Geschichte mit dem Titel „Von der Mitte gehalten“:

Der Abt eines Klosters wurde von Besuchern gefragt: »Wie ist es möglich, dass alle Mönche trotz ihrer verschiedenen Herkunft, Veranlagung und Bildung eine Einheit darstellen?« Statt einer theoretischen Erklärung antwortete der Abt mit einem Bild: »Stellt euch ein Rad vor. Da sind Felge, Speiche und Nabe. Die Felge ist die umfassende Mauer, die aber nur äußerlich alles zusammenhält. Von diesem Rand des Rades aber laufen die Speichen in der Mitte zusammen und werden von der Nabe gehalten. Die Speichen sind wir selbst, die einzelnen unserer Gemeinschaft. Die Nabe ist Jesus Christus. Aus dieser Mitte leben wir. Sie halt alles zusammen.« Erstaunt schauten die Besucher auf, sie hatten etwas Wichtiges verstanden. Doch der Abt sagte weiter: »Je mehr sich die Speichen der Mitte nähern, umso näher kommen sie auch selbst zusammen. Ins konkrete Leben übertragen heißt das: Wenn wir uns Christus, der Mitte unserer menschlichen und geistlichen Gemeinschaft, wirklich und ganz nähern, kommen wir auch einander näher. Nur so können wir miteinander und füreinander und damit auch für andere leben.«

Was sind aber nun Haltungen, die uns näher rücken lassen, die uns an den Speichen entlang der Mitte nähern lassen damit aus den vielen „Ichs“ ein gut lebbares und von Verbundenheit geprägtes „Wir“ wird? Der hl. Benedikt nennt dafür fünf ausschlaggebende Punkte:

die Discretio,
die Qualität der Autorität, die schlussendlich entscheidet,
ein gemeinsames Unterwegssein,
eine konstruktive Gesprächskultur und
die Beiträge von außen durch Gäste.

Discretio ist gemäß des hl. Benedikt die allerwichtigste Gabe. Gemeint ist damit die Gabe der Unterscheidung, das richtige Augenmaß, das Einfühlungsvermögens, das Gespür für das, was das einzelne Individuum und was die Gemeinschaft als Ganzes braucht. Bei der Wahl eines neuen Abtes ist für Benedikt diese Discretio sogar das wichtigste Kriterium, noch vor dem Alter des Kandidaten, seiner Abstammung oder seiner Lebenserfahrung. In seinem Buch „Benedikt für Anfänger“ schreibt P. Christoph: Es geht um ein feines Gespür für das, was der Einzelne braucht, aber ebenso für das, was die Gemeinschaft als Ganzes bedarf. Die ‚discretio‘ lässt den richtigen Ausgleich finden zwischen einer allgemeinen Vorschrift einerseits und der konkreten Person andererseits, zwischen der Idealvorstellung und dem im Moment Machbaren. Sie lehrt zu unterscheiden zwischen dem Wesentlichen und dem Nebensächlichen. So bewahrt sie den Abt vor Über- oder Untertreibung. Der Abt ordne alles mit Maß, damit die Starken finden,

was sie suchen, ohne dass die Schwachen entmutigt werden. Es geht keineswegs um ein billiges Mittelmaß. Die Tüchtigen sollen in ihrem Streben weiterkommen und gefördert werden. Aber die Messlatte darf nicht so hoch angesetzt werden, dass die Schwächeren abgehängt werden.

Schauen wir in unsere Gemeinschaften wie Familien, Vereine, pfarrliche Arbeitskreise, Pfarren, politische Gemeinden. Wie sehr wäre die discretio doch gefragt für ein harmonisches Miteinander, also das Einfühlungsvermögen, die Gabe der Unterscheidung, damit dort aus Ichs ein Wir wird, und wie schädlich ist es, wenn sie fehlt, wenn Menschen mit dem Kopf durch die Wand wollen, wenn sie mit Ellenbogen oder durch unaufrichtiges Verhalten ihren Willen durchsetzen.

Hinsichtlich der Autorität, die schlussendlich entscheidet, schreibt P. Christoph in seinem Beitrag: *Auch wenn Jesus keinerlei detaillierte Vorgaben über die Ausrichtung und Struktur seiner Kirche für die Zeit nach ihm hinterlassen hatte, so war für ihn ein Punkt ganz zentral: „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Großen ihre Macht gegen sie gebrauchen. Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der erste sein will, soll euer Sklave sein.“ (Mt 20,25 ff.) Jesus sieht durchaus eine Leitungsfunktion für seine Gemeinschaft vor, so wie er selbst für die Zwölf der Herr und Meister war – und das auch bekräftigte: „Ihr sagt zu mir Meister und Herr. Und ihr nennt mich mit Recht so, denn ich bin es. Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.“ (Joh 13,12 ff)*

Benedikt wünscht sich als Abt, also eine Person, der am Ende die Entscheidung zukommt, eine Autoritätsperson, aber im ursprünglichen Sinn des Wortes Autorität. Denn „augere“, von dem das Wort abgeleitet ist, bedeutet „im Wachstum fördern, verstärken, vermehren, gedeihen lassen, bereichern“ (Lexikon), also genau das Gegenteil dessen, was ein Alleinherrscher bei seinen Untertanen erreichen will. Vor Augen hat Benedikt nicht das autoritäre Gehabe eines Regenten, sondern den synodalen Weg einer Gemeinschaft, die durch den von ihr gewählten Abt verantwortungsvoll geführt wird. Der Abt soll mehr ... „vorsehen“ als „vorstehen“. Wahre Autorität beherrscht nicht, sondern fördert, lässt wachsen, weckt verborgene Fähigkeiten – im Dienste der Gemeinschaft als Ganzer.

Wie schaut das in unserem Leben aus? Haben wir diese Autorität, um Wachstum zu fördern, Menschen gedeihen lassen? Oder wollen wir lieber alles unter Kontrolle halten, gefragt sein? Menschliche Autorität haben heißt nicht, sich autoritär zu verhalten, sei es offen oder versteckt, sondern Menschen eine Entwicklung zu ermöglichen.

Musik

Bevor wir Entscheidungen treffen, brauchen wir alle Beratung, Überlegung, das Abklären, ob die Entscheidungen helfen, das gewünschte Ziel zu erreichen. Dazu benötigt es Austausch mit anderen – oder um es in einem Wort der Theologie und Frühkirche zu sagen, ein synodales Denken. P. Christoph schreibt: *Ein Abt muss immer wieder um die richtigen Entscheidungen ringen. Das soll er, nach Benedikt, nicht im Alleingang tun. Er braucht dafür erstens ein feines Sensorium für Gottes Willen und zweitens den Rat der Brüder. ... Weiter: Es stehen in einem Kloster immer wieder wichtige Fragen an, personelle, spirituelle, ökonomische und andere. Der Abt ruft jeweils die ganze Gemeinschaft zusammen und hört sich die verschiedenen Meinungen an, die bescheiden und sachlich vorgetragen werden sollen. Dann geht er mit sich selbst zu Rate. Und schließlich, wenn er alles erwogen hat, beschließt er, was zum Wohl der Gemeinschaft am dienlichsten ist. Es handelt sich also nicht um eine demokratische Abstimmung. Vielmehr vertrauen die Brüder der klugen Führung des Abtes, den sie gewählt haben. Sie vertrauen seinem Überblick, seiner Discretio und seiner Führung durch Gott. Der Abt seinerseits muss, so mahnt ihn die Regel, einst für alle seine Entscheidungen vor Gott Rechenschaft ablegen. Rechenschaft über jeden einzelnen Bruder, ebenso auch über sich selbst (Kap 2).*

Bei Entscheidungen stets auch die eigene Verantwortung vor Gott und der Gemeinschaft im Blick zu haben und diese wahrzunehmen ist zumeist schwieriger als das Nachgeben von Mehrheitsentscheidungen. Abstimmungen und Mehrheitsentscheidungen geben nicht mit Sicherheit den Willen Gottes wieder. Gäbe es Abstimmungen zu Abtreibung und Euthanasie – wir wüssten, dass diese nicht so ausfielen, wie es Gott uns ins Herz legt. Die Suche nach einem Leben als ein Herz und eine Seele ist nicht durch Mehrheitsentscheidungen garantiert. Das erleben wir zurzeit im demokratischen Miteinander. Dazu braucht es mehr. P. Christoph beschreibt dieses Mehr im Blick auf den hl. Benedikt mit den Worten Ambiente und Gesprächskultur.

Er schreibt: *Ein gemeinsamer synodaler Weg geht nicht ohne Rücksichtnahme, Respekt und Wohlwollen. ... Benedikt liegt ein gutes Ambiente in der Gemeinschaft sehr am Herzen. Dieses Anliegen zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Regel, ... In der Folge ein paar Beispiele:*

Kann einem Bruder etwas nicht gewährt werden, so soll das Nein begründet werden. Auf diese Art baut man dem Bruder gleichsam eine Brücke. Er fühlt sich ernstgenommen und kann die Absage nachvollziehen. Bei unerfüllbaren Forderungen reagiere man nicht schroff und beleidigend, sondern schenke wenigstens ein freundliches Wort denn, nach einem Zitat von Jesus Sirach, geht „ein freundliches Wort über die beste Gabe.“ Die Brüder sollen nicht von oben herab behandelt werden. Man soll sie zum Beispiel nicht unnötig warten lassen – was eine subtile Demonstration von Macht sein kann. Bei Mitbrüdern, die sich aus irgendeinem Grund zurückziehen oder schmollen, kann es vorteilhafter sein, wenn der Abt nicht selbst interveniert, sondern eine Drittperson als Vermittlerin damit beauftragt, die ohne großes Aufheben die Wogen zu glätten und

Wunden zu heilen vermag. Das Kloster ist für Benedikt, wie er eigens betont, ein Haus Gottes (Kap.31). Deshalb soll man alles daransetzen, dass hier niemand durcheinander, verwirrt, verstört, frustriert ist noch düster, traurig, betrübt. Alle mögen zu einer Atmosphäre beitragen, die von gegenseitigem Wohlwollen geprägt sein soll.

Benedikt ist es schließlich wichtig, dass jede Art von Zusammenleben auch durch Impulse von außen gestärkt werden kann. Hinweise von außen sind nicht von vornherein Gefährdungen der Verbundenheit der Gemeinschaft. Deshalb meint Benedikt, dass auch Menschen, die nicht zur Gemeinschaft zählen, einen wichtigen Beitrag für ein gutes Zusammenleben leisten können. In diesem Sinn schreibt P. Christoph im Blick auf den hl. Benedikt: *Von Gästen erwartet man gewöhnlich Dankbarkeit, nicht Kritik. Da ist Benedikt anderer Meinung: „Falls ein Gast mit Liebe und Demut eine begründete Kritik übt oder auf etwas aufmerksam macht, soll der Abt klug überlegen, ob ihn der Herr nicht eben deswegen hergeführt hat.“ (Kap. 61) Auf der Suche nach dem richtigen, gottgefälligen Weg zählt Benedikt darauf, dass Gott Anregungen auch von außen ins Kloster hineinbringen kann. Sich von Außenstehenden etwas sagen zu lassen, braucht echte Demut und Weite des Geistes. Es bedeutet ja zuzugeben, dass manches übersehen wird und dass sich im Laufe der Zeit ungute Dinge einschleichen können, ohne dass man es merkt. Man schmort ja jahrelang im eigenen Saft. Da sind Leute von außen gefragt, durch deren Anregung oder Kritik Gott selbst sich einbringen kann. ... Beim Unterwegssein als Gemeinschaft also, ist es wichtig, dass man auch Meinungen von außen gelten und kritische Menschen zu Worte kommen lässt, da sich Gott oft durch sie Gehör verschaffen kann. Davon ist Benedikt überzeugt. Das gilt sicher auch für persönliche Kritik an uns selbst. Wer von uns hört sie gerne? Aber unter Umständen kann uns Gott durch sie etwas sagen, das ihm auf andere Weise nicht möglich ist.*

Nicht nur Ich! Wir! – Diesen Schritt zu gehen braucht es, um Verbundenheit zu stärken. Dazu wiederum braucht es reife Haltungen. Der hl. Benedikt schrieb über solche in seiner Ordensregel. Sie helfen nicht nur Ordensangehörigen, sondern allen, welche die Verbundenheit untereinander stärken wollen.

Quellen:

Christoph Müller OSB, Die Benediktsregel als synodaler Wegweiser. In: *Salve. Zeitschrift der benediktinischen Gemeinschaften Einsiedeln und Fahr*. 4/23, 4-9.

Christoph Müller OSB, Benedikt für Anfänger. 2013.

Bernd Steinbrink, Psychologie der Massen. Die Correctiv-Story: Ein Schauerroman, kein Journalismus. Auf <https://www.tichyseinblick.de/meinungen/correctiv-ampel-demokraten>

Von der Mitte gehalten. In: Willi Hoffsümmer (Hg.), *Kurzgeschichten 3. 244 Kurzgeschichten für Gottesdienst, Schule und Gruppe*. 1987, 123.